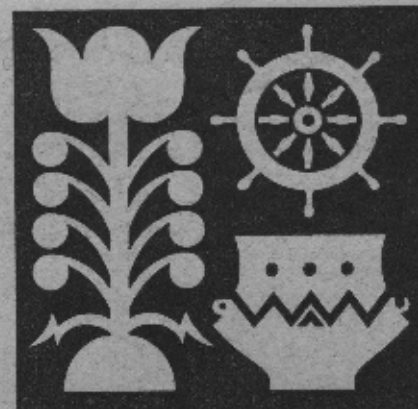


NIEDERDEUTSCHES HEIMATBLATT

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern
Heimatbund an Elb- und Wesermündung e. V.

Nr. 255
März 1971



Meister der Architekturzeichnung

Ansprache von Oberkonservator Dr. Wolff zur Eröffnung der Thulesius-Ausstellung



Prof. Johann Daniel Thulesius (1889–1967)

Zeichnungen vom Menschen und seiner Umwelt, Gemälde, die Geschehnisse schildern, seien durch die Fotografie entthront — so glaubte man einmal und sah darin den maßgebenden Grund, weshalb die Kunstübung die abstrahierende oder die gegenstandslose Form wählte. Die vor dem Objekt entstandene Freihandzeichnung war nach Erfindung der fotografischen Reproduktion — das ist zuzugeben — nicht mehr so unersetzlich für Studium und Erbauung wie einst. Erbauliches zu fotografieren, schwarzweiß oder farbig, das geht rasch! Man bringt viel heim von dem, was die Welt in verführerischer Fülle ausbreitet. Aus der Flut der neuen Eindrücke können die schönsten in dieser Weise konserviert und auf eine lange Zeit wirklichkeitsnahen Genusses verteilt werden. Das ist eine großartige Sache, ein hocheffektvolles Geschenk erfindenden Menschengenies. Aber das ist nur eine Seite des Genusses, des Studiums. Es ist jene Seite, die mit wenig Mühe und flüchtig gewonnen wird, ohne tiefgründige Auseinandersetzung mit dem Gegenstand, ohne schöpferisches Gebären, die die andere Seite ausmachen.

Dem künstlerisch Empfindenden und Bildenden ist das fotografisch konservierte Bild, auch weil so leicht gewonnen, ein wenig wertvoller Einsatz. Etwas eigenes möchte er formen, seine Anlagen betätigen, sich selbst verwirklichen. Bei aller schon erlangten Routine befiehlt ihm oft genug der plötzliche Anblick eines neuen oder eines nie so gesehenen Motivs: das mußt du bannen! Die Einmaligkeit der Stimmung, die Kostbarkeit der Situation vor ihm, die Begnadung der Stunde flüstern ihm zu: was jetzt geschieht, wird gut gelingen!

Wer möchte auf solche Augenblicke verzichten? Nicht ohne Überlegung und Nachdenken, dennoch leicht und im Bewußtsein der Sicherheit, setzt man zum Strich an. Drang und Verlangen werden gezügelt. Der Standort wird günstigst gewählt, Belangloses fortgelassen. Die Wirklichkeit wird nach künstlerischem Gesetz festgehalten, damit auf dem Blatt die Komposition wohl geordnet, der Wißbegier Schwerpunkte gut verteilt, die Fluchtpunkte der Parallelen haargenau bedacht und ständig überprüft werden. Aus den voll besetzten Manu-

alen künstlerischer Mittel verschmilzt man, sich weise beschränkend, nur wenige Töne zum Wohlklang. Kontraste werden sorgsam abgestimmt. Leer wird gegen voll, groß gegen klein, hell gegen dunkel gesetzt.

Es gilt, die Reize erlesener Papiere und der Feder Eigenart auszuschöpfen. Dem impressionistisch Zufälligen beim Auftrocknen der Wasserfarben wird nur eine vom Strich umrissene Fläche zugewiesen, um die Deutlichkeit der Darstellung nicht zu mindern. In die hingeschriebenen Linien einer Skizze ergießt sich der Reichtum erworbenen Könnens. Nach längerem Fleiß wird eine Zeichnung, ein Aquarell erhöhten Wertes geschaffen. Man muß sich sammeln wollen. Darin liegen sowohl Beschränkung als auch Lohn zeichnerischen Tuns. Man entzieht sich für eine Stunde allen anderen Erlebnissen und der Verlockung, sich durch zu mannigfaltige Blicke zu ermüden. Man gibt sich diesem einen ganz hin, und das geschieht dann bei aller Geläufigkeit, doch klopfenden Herzens und mit der geheimen Bitte an den Genius des Ortes, ein Geschenk von Rang zu gewähren. Gutes Werk gedeiht nur in Sammlung und Stille, und eine Zeichnung kann eine Vorstufe zu Großem sein und welch beseeligende!

Stärker noch als ein Tafelbild kann sie eine Form höchstpersönlicher Aussage sein, so persönlich, daß Skizzen derselben Szene zur gleichen Zeit und selbst von Schülern eines Meisters gefertigt, ganz unverwechselbar bleiben. Auch in der Handschrift der Skizze eben zeichnet sich des Autors Eigenart ab. Mag man aus dem behutsam-transparenten Strich des einen lesen, daß er sich als Werkzeug eines Überpersönlichen fühlt und nur wiederzugeben meint, mag man den anderen mit gewalttätigen Duktus eigene, neue Welten bauen sehen: beide schaffen in durch Disziplin geläuterter Empphase.

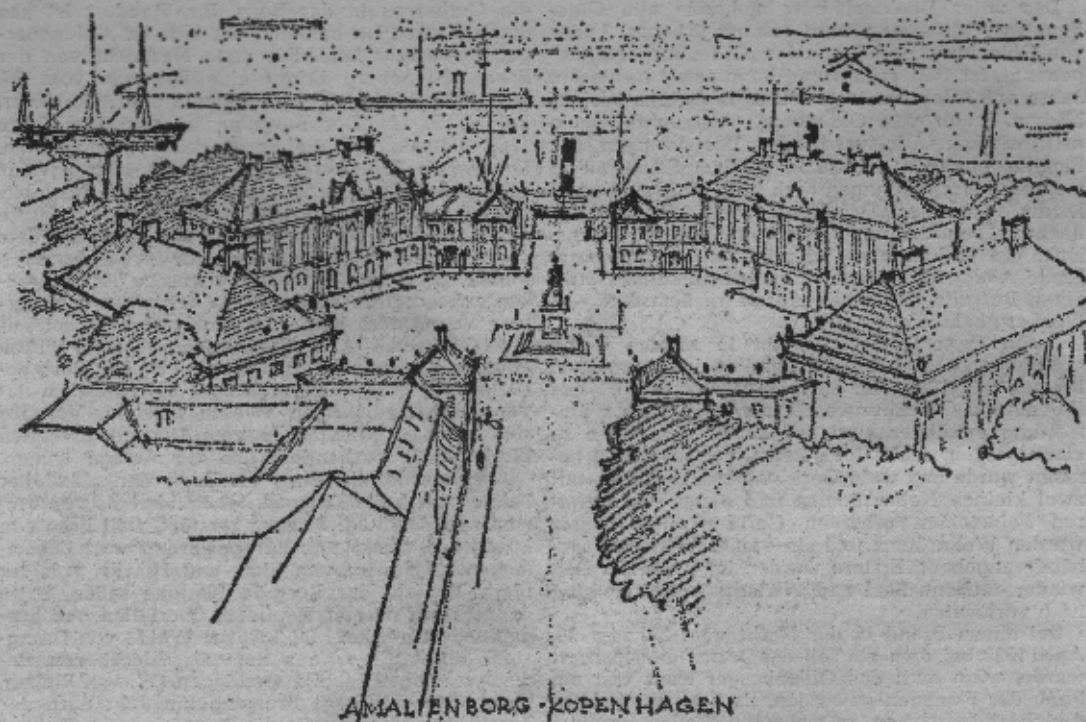
Möchten sich doch unsere Architekten, die Urbanisten vor allem, mehr Zeit für solche Übung

nehmen, möchten sie den Raumfolgen in alten Städten nachgehen. Wie sehr käme das der Wirklichkeit zukünftiger Städte zugute, die nach der Mode augenblicklicher Planung erstarren im Schwarzweißkontrast rechter Winkel. Sich am Historischen üben, nicht um es zu kopieren, sondern um es zu kapieren! Objekte, denen Schönheit schon innewohnt, subtil auf das Blatt zu bannen, hat zunächst weniger zu tun mit dem, was man gemeinhin unter Kunst, unter dem inhaltsfreien Schönen versteht.

Wer vermag überhaupt mit Sicherheit zu sagen: Das ist nicht nur attraktiv, das ist ein für alle Zeiten bedeutendes und jenes ist ein weniger bedeutendes graphisches oder gemaltes Kunstwerk von heute, und warum ist es das? Wieviel Armliches passiert da manche Jury! Und welch modisches Schwanken in der Bewertung! Da kauft man eines Namenlosen Arbeit recht billig — zu billig. Den Namen eines bekannten Künstlers muß man teuer — viel zu teuer bezahlen.

Auf die Kunst des Tages zielende Ambitionen hatte Thulesius ganz und gar nicht. Erstmalsiges, Überspanntes zu produzieren, der Krampf eines lauten Kunstbetriebes lagen ihm fern. Seine künstlerische Welt ist eine andere, eine begreifliche, eine, in der jeder Interessierte unbefrirt von Subjektivem erkennen kann: Das ist Meisterschaft! Nicht weil die Perspektive gewissenhaft konstruiert ist, sondern — man muß das heute hinzufügen — obwohl sie stimmt.

Sagt man sich in mancher Ausstellung von Kunst dieses Jahrhunderts: „Das ist leicht zu kopieren“ oder „Das kann ich auch“, so wünscht man sich vor Thulesius' Blättern: „Könnte ich es nur auch so!“ Wer selbst zeichnet, kann solches Vermögen nur bewundern. All die graphischen Effekte, die die gegenstandslose Übung pflegt: Duktus und Valeurs, Materialstruktur und Komposition, Blickführung und akzentuierende Kontraste, all diese sind auch in seinem Werk.



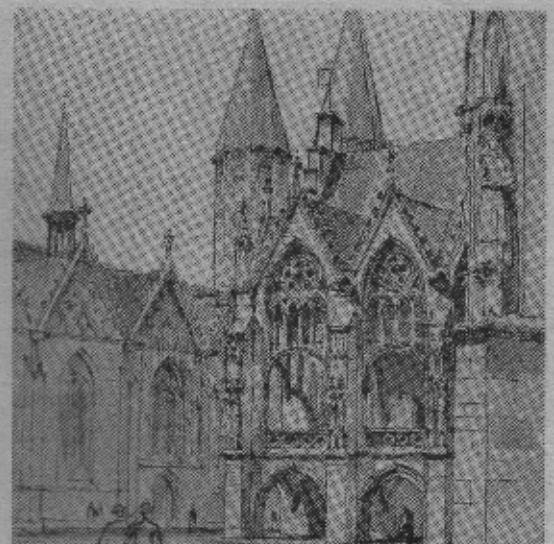
Aus der Thulesius-Sonderausstellung des Morgenstern-Museums, die noch bis zum 8. April läuft



Stralsund, Zeichnung von Thulesius, 1921



Schoner „Emanuel“ von Hadersleben, 1919



Altstadtrathaus von Braunschweig, 1940

Der bloßen Impression nicht erliegen, klar, aber ohne Pedanterie, zuchtvoll, dennoch leicht und frei will sein Opus sich einreihen in die Tradition der vor dem Objekt entstandenen Architekturzeichnung. Kristallene Transparenz zu erreichen, wie die Vedutisten des 17. und 18. Jahrhunderts, ohne die idealisierenden Übertreibungen der Romantik, und so im klassischen Sinne über der Zeit zu stehen, war sein Ziel.

Gleichwohl ist soviel vom Ausdruck unserer Zeit darin, daß der Sachverständige erkennt, auch das ist im 20. Jahrhundert entstanden — und ist nur im 20. Jahrhundert entstanden. So, wie es den italienischen Architekten des 15. Jahrhunderts geschah, die die Antike nachschaffen wollten und doch nie Dagewesenes formten; wie die Eklektizisten des 19. Jahrhunderts die deutsche Baukunst der Vergangenheit zu beschwören versuchten und bei allem Kopieren von Einzelformen unverwechselbare Gesamtkunstwerke hervorbrachten: so geschah es Thulesius. Bei allem demütigen Vorlangen zu dauernden Werten, zu zeitloser Gültigkeit, bei allem Vorsatz, nur solides Architektenhandwerk zu leisten, ist unbeschadet seine Handschrift zu datieren. Mehr noch, sie ist eben nur ihm eigen.

In der Wahl seiner Objekte würdigte er also nicht nur gewachsene und gestaltete Architekturen oder von ihnen gekrönte Landschaften, sondern auch die Leistungen befähigter Handwerker und Schiffbauer der Vergangenheit und Gegenwart. Still diente er der Sache, zu deren Anwalt er berufen, diente dem Schönen, diente dem Geiste, der die Zeiten in ihrer Aussage leitet, diente bescheiden — und wie souverän!

Es hätte Thulesius betübt, wollte man ihn eine Künstlerpersönlichkeit nennen. Kein Hochmut haften an ihm und daher die Scheu vor jeder Form vom „publicity“. Nur mit Mühe gelang es 1949 erstmalig ihn zu bewegen, einige Zeichnungen auszustellen, und dann nur mit der Auflage, daß Skiz-

zen von dreien seiner Schüler mit den seinen ausgestellt wurden. Er ersehnte seinem Beruf ein höheres Gesamtniveau, denn auf solchem Fundament erst können — wie die Geschichte lehrt — sich die höchsten Verkörperungen des Schönen entfalten. Welch ein Lehrer, der dem Lernenden die Anlage behutsam und durch Ermunterung fortentwickeln half bis zum Können! Welch ein Meister, der die eigene Begabung als ein ihm verliehenes Geschenk ansah, das er gleichsam nur dankbar verwaltete, das ihm dazu diente, das Talent seiner Schüler anzufachen durch nimmermüdes Beispiel und durch freudige Anerkennung von Gelungenem. Ein Lehrer, der Zeit hatte für den, der hören wollte. Von Anfang an! Noch im feldgrauen Rock der Bückeburger Jäger riß der junge Professor an der Techn. Hochschule in Braunschweig in sportlicher Frische seine oft kaum jüngeren Studenten mit in seinem Glauben an eine lebenswerte Zukunft. Für die toten Kameraden wirkte er fern von allem nationalen Pathos anonym im Volksbund für die Kriegsgräberfürsorge, ein ganzes Leben hindurch.

Wenn nicht die wenigen, die davon erfuhren: wer anders sollte ihn nennen als den Schöpfer von Soldatenfriedhöfen, dem in Besch/Saarland, dem im Heidelberger Wald und dem in einer amphitheatralischen Lage rings um Dahms alter Kapelle unten in der Pfalz; in dieser ein mittelalterlicher Raum, von ihm mit der Kunst seiner Schrift und einem farbigen Glasfenster ausgestattet.

Ein ganzes Leben lang floß ein breiter Strom schwedischer Kultur in sein Heim, erschlossen durch seine junge Frau Märta, eine Kultur des Handwerks, des Möbels und der lebenswerten kleinen Geräte und Dinge, die unsere Umwelt bereichern, der Musik, der Festlichkeit. Draußen die hastende Welt der Technik, Probleme, Nöte; zu Hause dagegen sich eine Insel schaffen, das gelang ihm. Immer bedenklich und kritisch den Strömungen

der Zeit gegenüber, machte er sich nie abhängig von Massenmedien und Ideologien, wehrte Pauschalurteilen, schämte sich bei aller Sachlichkeit romantischer Empfindungen nicht. Eine so vielseitige Natur, die der Schönheit in jeder Form aufgeschlossen war, eine so reiche Befähigung mußte sich mitteilen. Erlesene Gastlichkeit mit Freunden und Schülern, in Besinnlichkeit und auch in Fröhlichkeit mit Tanz und in Värmlandstracht, zu Midsummer- oder Luciafest. Fasching der Architekturabteilung — 1939 — unter dem Thema: Ein Fest am Hofe der Medicil Ein Höhepunkt. Der Saal war von ihm und seinen Studenten verwandelt in das Florenz des 15. Jahrhunderts.

Dann kam die 2. Katastrophe! Schmerzvoll zu erleben, wie brannte und barst, was die Geschichte geboren. Und doch war es Thule ein Trost in aller Melancholie, die Bürgerhäuser, die Kirchen zu sehen: angeschlagen, in ihrer geistigen Substanz, aber nicht vernichtet, vom Schicksal gezeichnet, jedoch nicht einmal angetastet in ihrer Erhabenheit, die sich eher deutlicher offenbart durch Zerstörung und die das Geheimnis ihres baulichen Gefüges in zuvor nicht geahnter Schönheit enthüllt. Und Thulesius zeichnete und maß auf, was an bizarren Ruinen in der Trümmerlandschaft Braunschweigs auftrat, was an Details durch die geschlagenen Wunden offenbar wurde oder in Gefahr stand, zu verfallen. Ein Denkmalpfleger in der Tat!

Die Geselligkeit im Hause Thulesius' lebte dann wieder auf, nun mit den herangewachsenen Söhnen, mit einem immer volleren Kranz alter und ältester Schüler. Die freundlichen Augen des horchenden, thuleschen Evangelistenhauptes, die seinen Einklang mit dem Endlichen und dem Unendlichen widerspiegeln, schlossen sich im Frühjahr 1967. Die mit ihm zusammenleben durften, wissen: Hier war der Adel des künstlerischen Ausdrucks mit dem des Charakters kongruent.

Das Oldenburger Haus in Altluneberg

Das unter Denkmalschutz stehende alte Gutshaus in Altluneberg, nach seinem Erbauer, Lüder von Oldenburg, noch heute das „Oldenburger Haus“ genannt, ist 1671 erbaut und kann somit in diesem Jahre auf 3 Jahrhunderte seines Bestehens zurückblicken. Lüder von Oldenburg entstammte einem ostfriesischen Adelsgeschlecht. Das Wappen der Familie, ein roter Hirsch in weißem Felde, ist in mehreren Nachbildungen noch in der Altluneberger Kirche vorhanden. Der Vater von Lüder von Oldenburg, Joachim von Oldenburg, Drost in Esens, hatte die Tochter von Lüder Bicker von Luneberg, Frede Adelheid, geheiratet und durch seine Gattin einen Burgsitz und einen Anteil an dem Gut Altluneberg bekommen.

Arthur von Düring schreibt in seinem Buche „Ehemalige und jetzige Adelssitze im Herzogtum Bremen“ (S. 128): Auf einer Wurt wurde 1671 das sogenannte Oldenburger Haus erbaut, dessen Einrichtung erwähnenswert ist. Zunächst umfaßte es einen großen, saalartigen Raum, der Rittersaal genannt wurde und wohl Gerichtszwecken diente, mit zwei kleinen Nebenräumen und einen aus schweren Feldsteinen erbauten Gerichtskeller. Später wurden Wohnräume und ein großes Wirtschaftsgebäude angebaut. Erstere wurden im Laufe der Zeit wieder entfernt. Saal und Wirtschaftsgebäude sind noch vorhanden.

Bei einem Brand in der Nacht vom 28. zum 29. April 1820, bei dem ein Teil des Dorfes eingeäschert wurde, wäre auch das Oldenburger Haus fast ein Raub der Flammen geworden. Es konnte, obgleich das Strohdach schon an mehreren Stellen brannte, mit großer Mühe gerettet werden. Seit ihrem Einzug in das neuerbaute Oldenburger Haus wohnten

die Gutherren in der Burg. Ihr Standort ist uns durch einen Plan bekannt, der sich im Altluneberger Gutsarchiv fand. Die erste Nachricht von der Burg Altluneberg bringt eine Urkunde vom 26. Juni 1323 (Mithof, Kunsidenkmale und Altortümer, Bd. V, S. 15). Der Burgplan ist aus dem Jahre 1789. Damals war die Burg schon verschwunden. Es werden der „Burgberg“ und die „Burggarten“ angegeben. Auch die Wasserläufe, die den Burgplatz von allen Seiten umflossen und ihn gegen Angriffe schützten, sind eingezeichnet. Der Hügel, auf dem die Burg stand, wurde erst kurz vor der Jahrhundertwende abgetragen. Mit der Erde wurden die Burggräben zugeschüttet. In der Nähe des alten Burggartens wächst noch heute die in unserem Gebiet seltene Osterluzei (*Aristolochia clematitis*), im Mittelalter eine wichtige Heilpflanze. — Zu der Burg gehörte auch eine Fliehbürg, etwa 200 m östlich davon in den sumpfigen Wiesen gelegen. Von ihr sind heute noch die dicken, vom Alter geschwärzten Eichenpfähle vorhanden, die die Anlage trugen.

1386 wurde die Burg im Zuge der „Elmloher Fehde“ durch die Truppen des Erzbischofs von Bremen und der Stadt Bremen zerstört, weil Erpo von Luneberge zum Raubritter geworden war. Zusammen mit Heinrich von Elme und Hinrich von der Lieth, die auf der Burg in Elmlohe saßen, hatte er mehrfach Bremer Kaufleute überfallen und ausgeplündert und im Mai 1386 im Walde von Drangstedt einen Ritter aus dem Geschlecht von Berderkesa, Daniel Monik, erschlagen (W. von Bippen, Geschichte der Stadt Bremen). Ein Jahr nach der Zerstörung schon durfte die Burg wieder aufgebaut werden.

Im Mittelalter hat es im Raum von Altluneberg

drei Burgen (adelige Wohnsitze) gegeben. In einem Kaufvertrag von 1352 (Gutsarchiv Altluneberg) werden sie „Vorborg“, „Nienborg“ und „owere Borg“ genannt. Die Vorborg lag zwischen Wehdell und Geestenseth am Rande der Groveniederung. Das Flurstück heißt noch heute „op de Borg“. Auch von der Nienborg ist die genaue Lage bekannt. In dem Protokoll über einen Rechtsstreit zwischen den Gutherren von Altluneberg und den Eingesessenen von Geestenseth um den Kleysink (Wiesen an der Grove) von 1601 (Gutsarchiv) heißt es: „... bei welchem auch die Rudera eines verfallenen Hauses, so Neuen Luneberg genannt worden, vorhanden ist“. An dieser Stelle sind heute noch Wälle und Reste von Fischteichen erhalten. Die „owere Borg“ — in anderen Akten auch „Hohe Burg“ genannt — ist somit die Burg, die bis zum Ende des 17. Jahrhunderts den adeligen Gutherren als Wohnsitz gedient hat.

1782/83 wurde durch den derzeitigen Besitzer des Gutes, den Generalmajor Ludwig Heinrich von Scheitherr, das neue Gutshaus erbaut. Er hat auch eine Baumschule angelegt, die nach Angaben des Hofrats Diehl, eines bedeutenden Pomologen, zu ihrer Zeit eine der größten und bestgeleiteten Baumschulen in Deutschland war. Nach einem Bestandsverzeichnis von 1808 (im Gutsarchiv) verfügte die Anlage über 28 181 Stämme. Darunter waren etwa 16 000 Apfelbäume, ferner Kirschen, Pfirsiche, Aprikosen usw. Unter den 1803 zum Verkauf angebotenen Bäumen sind 67 Sorten Apfel- und 29 Sorten Birnbäume aufgeführt. Auch diese Baumschule ist verschwunden. Übrig geblieben von ihr ist die Flurbezeichnung „Baumschule“.

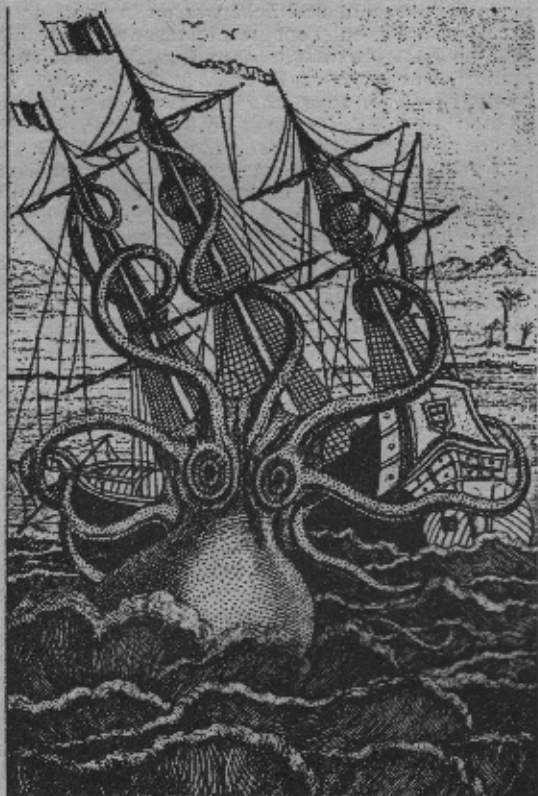
Joh. Heinemann, Altluneberg

Seeungeheuer — Dichtung oder Wahrheit?

Seit der Mensch zur See fährt, wird er mit den seltsamsten Erscheinungen der Tierwelt konfrontiert. Viele der überlieferten Bilder und Berichte scheinen allzu durchweingeistigten Gehirnen entsprungen zu sein, andere sind auch bei Berücksichtigung dieses Zustandes nicht zu erklären. Phantastische Vorstellungen von Seeungeheuern lassen selbst einen Münchhausen erblassen. Doch sitzt hinter allen Berichten aus der Seefahrt eine Realität, die auch der klügste Kopf nicht verleugnen kann. Der Mensch hat in den letzten dreihundert Jahren mehr und mehr den Kontakt zur Natur verloren, und so ist es nicht verwunderlich, daß die Landratten den Seeleuten bei ihren Berichten nur Mißtrauen entgegenbrachten und vieles als Seemannsgarn abtaten.

Nehmen wir zum Beispiel die Riesenkrabben, die zwischen ihren Scheren Männer zerbeißen. Hier wird wohl die Riesenkrabbe, die in den Scheren steckt, zu einer enormen Vergrößerung auf den Zeichnungen geführt haben. Ein sechs Kilo schwerer Hummer ist ohne jede Mühe in der Lage, einen menschlichen Arm oder ein Bein zu zerbeißen. Hummer von 12 bis 16 kg sind aber in amerikanischen Gewässern nicht selten. Diese Tiere dürften in ihrer Gesamtlänge mehr als ein Meter groß sein, wobei 60 bis 70 cm auf den Körper entfallen. Da der Mensch auf der überlieferten Zeichnung aber nur halb so groß ist wie der Krebs, kann man diese sanfte Übertreibung wohl entschuldigen.

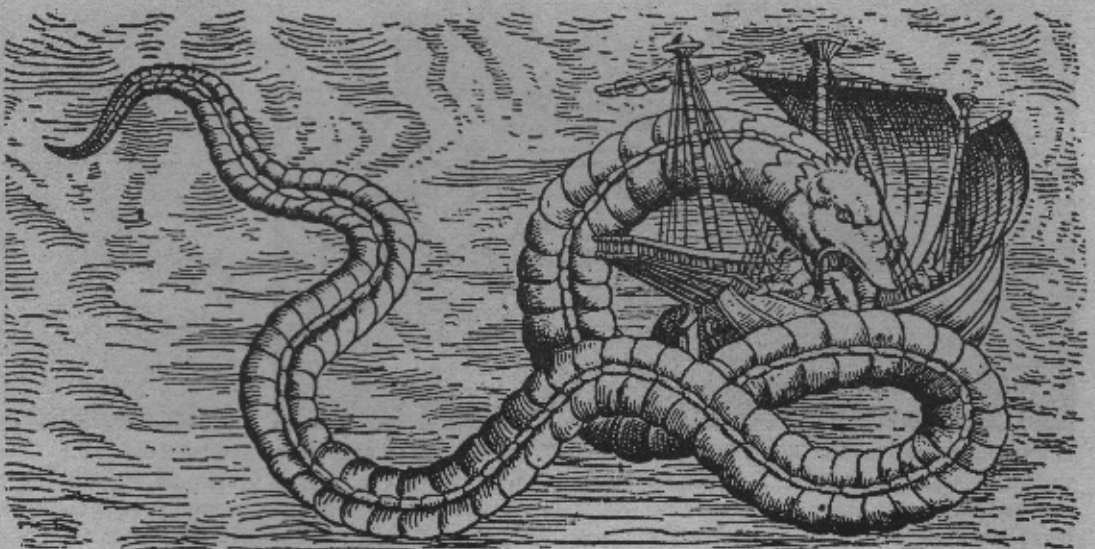
Schildkröten bis zu 500 kg sind häufiger gefangen worden. Bei einer Panzerlänge von mehr als zwei Metern dürften manche Schildkröten kleinen Inseln vergleichbar gewesen sein, wie das Seemannsgarn berichtet.



Riesenkrake umschlingt einen Dreimaster, Holzschnitt des 16. Jahrhunderts

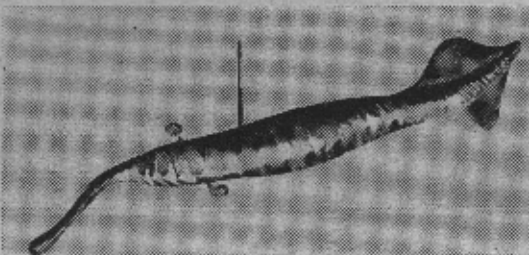
Dem bekanntesten Seeungeheuer aller Zeiten ist im letzten Jahr ein Buch gewidmet worden: „The Great Orm of Loch Ness“ von F. W. Holiday. Darin werden die drei Fotografien gezeigt, die die Existenz dieses Tieres nachweisen sollen. Leider kann der Wissenschaftler mit solchem Material nichts anfangen, und so bleibt alles, was in diesem Buch geschrieben ist, Hypothese. Auf Grund dieser Fotos und an Hand fossiler Funde glaubt der Verfasser, in dem Ungeheuer von Loch Ness einen riesigen „Orm“ gefunden zu haben. Unter „Orm“ verstehen die Paläontologen einen bezahnten Wurm mit Namen Tullimonstrum gregarium, der im Steinkohlenmeer vor 280 Millionen Jahren lebte. Wir müssen wahrscheinlich noch lange warten, bis der Beweis für einen lebenden Orm auf dem Tisch der Zoologen liegt.

Fehlt beim Ungeheuer von Loch Ness noch immer der wissenschaftliche Beweis, so haben wir bei den berühmten Seeschlangen doch einige Realitäten in der Hand, wenn sie auch im Vergleich zu den Berichten recht winzig sind. An die fünfzig Arten Seeschlangen leben in den warmen Meeren, die aber selten länger als zwei Meter werden. Ihre Giftigkeit steht aber in keinem Verhältnis zu ihrer Größe. Es wird berichtet, daß ein Mann zwei Minuten nach dem Biß tot war.



Seeschlange greift Schiff an, Holzschnitt um 1560

Berichte von größeren an Land gespülten Seeschlangen hielten aber bisher nie den genauen Untersuchungen stand. Sie entpuppten sich meistens als Riesenhaie oder Wale, deren Inneres stark verwest war. Oft sind es auch größere Fische, die den Gedanken an Seeschlangen aufkommen lassen. In seinem Buch „Le grand Serpent de Mer“ hat Bernard Heuvelmans alles zusammengetragen, was über Seeschlangen bisher bekannt wurde; dabei zitiert er so berühmte Leute wie Jacques Yves Cousteau. Trotzdem ist er den Nachweis einer Riesenseeschlange schuldig geblieben. Eine Schiffe ver-



Orm oder Tullimonstrum, Rekonstruktion im Naturhistorischen Museum Chicago

schlingende Seeschlange ist also bis heute nicht nachgewiesen worden.

Die nächste Familie der Seeungeheuer, die die Nachrichtenmeere der Flugblätter und Zeitungen durchfurchen, sind die Kraken, jene in südlichen Breiten Europas so beliebte Speise, die von Kennern zwischen Fahrradschlauch und Delikatesse apostrophiert wird. Genauer betrachtet, handelt es sich um Mollusken (Schnecken oder Muscheln), die ihre Gehäuse innen tragen. Diese sind dem Strandwanderer unter dem Namen Schulp bekannt und dienen den Käfigvögeln als willkommene Kalkquelle.

Es gibt verschiedene Arten mit acht und zehn Armen, die dort sitzen, wo wir Menschen unsere Lippen haben; die Arme sitzen also am Kopf, und die exakten Wissenschaftler haben sie aus diesem Grunde Cephalopoden = Kopffüßler genannt. Sie liefern nebenher noch eine sehr beständige Tinte, die den Malern unter dem Namen Sepia bekannt ist.

Die Arme sind schlank und kräftig und verfügen über eine größere Zahl von Saugnäpfen, die mit Hornringen bewehrt sind. Einige Arten haben eine Eigenschaft, die dem Menschen fremd ist: sie wachsen und wachsen und wachsen, wenn es die Umwelt erlaubt, das heißt, wenn sie nicht gefressen werden oder sterben. Von dem Octopus vulgaris, der generell mit einer Länge von 1 bis 1,20 Meter und 2 bis 3 kg Schwere in der Bestimmungsliteratur angeführt wird, sind im Mittelmeer mehrere Tiere von 25 bis 40 kg gefangen worden bei 5 bis 6 Meter Größe. Einzelne Arme aber hat man schon von 8 Meter Länge erhalten, was auf Tiere von 10 Meter Länge und 17 Meter Spannweite der Arme schließen läßt. Solche Riesen unter den Kraken sind jedoch nicht sehr zahlreich, und sie werden Gottseidank nur selten lebend beobachtet.

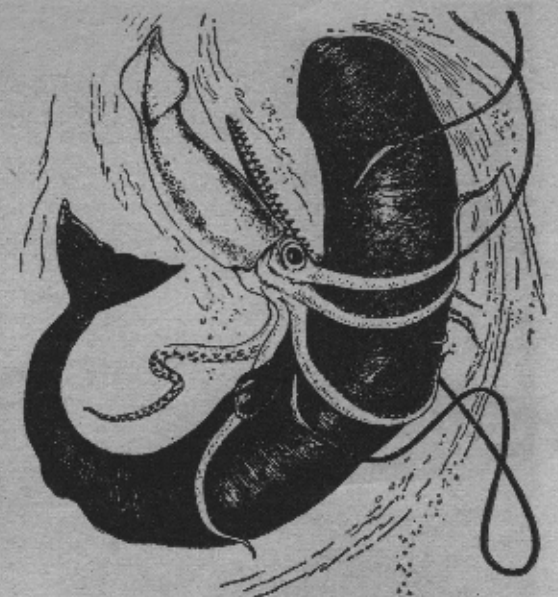
Über die großen Kalmare der Gattung Architeuthis hat Bernard Heuvelmans in seinem Buch „Dans le sillage des monstres marins“ aus drei Jahrhunderten Namen berühmter Zoologen und Naturwissenschaftler als Zeugen benannt. Aber auch Matrosen und Kapitäne kommen zu Wort, die über ihre Erlebnisse mit Riesenkralen berichteten, unter anderem auch der Kommandant Gronningsaeter des Tankers „Brunswick“. In den 30er Jahren wurde sein 15 000-Tonnen-Tanker von 150 Meter

Länge und 12 Knoten Geschwindigkeit während seiner Fahrt im Pazifik von zwei Kalmaren angegriffen, der eine etwa 50 und der andere 14 Meter lang. Nachdem die beiden aber festgestellt hatten, daß für sie die Blechbüchse nicht verdaulich war, zogen sie sich nach mehrmaligem Umkreisen des Fahrzeugs zurück. Dabei wurde vom Kapitän die Schwimmggeschwindigkeit auf 32 bis 40 Kilometer geschätzt. Viele andere Berichte bestätigen dieses.

Bis zum heutigen Tage sind unzählige Armstücke vermessen und gewogen worden. Das größte bis heute gemessene vollständige Exemplar war 28 Meter lang. Auf Grund der vorhandenen Armstücke errechnete der amerikanische Spezialist für Cephalopoden, G. E. Mac Ginitie, ein Gesamtgewicht von 30 Tonnen für das ganze Tier.

Das ist aber bei weitem noch nicht das Ende, es geht weiter: Der Pottwal ernährt sich in der Hauptsache von Kopffüßlern, die jedoch selten größer als zwei Meter sind. Bei seinen Beutefängen kommt es nun vor, daß er sich vergreift und dabei an Tiere gerät, die sich heftig wehren. Bei solchen Kämpfen umschlingt der Krake den Pottwal und saugt sich fest. Ein Pottwal hat diesen Kampf als Sieger bestanden und ist danach von Menschen gefangen worden. Fest in der Haut dieses Wals fand man die zackenbewehrten Hornringe, die die Saugnäpfe der Kraken begrenzen. Der größte Ring hatte 45 cm Durchmesser. Auf Grund der an anderen Walen gefundenen Spuren schließt man, daß es Saugnäpfe von 60 cm Durchmesser gibt. Ein Kopffüßler mit solchen Saugnäpfen muß aber Arme von mindestens 60 Metern und mehr gehabt haben. Man vermutet also Kraken von 100 Meter Länge bei 150 Meter Spannweite, deren Gewicht in keinem Falle dem Blauwal nachsteht, also mindestens bei 150 und höchstens bei 300 Tonnen liegen wird.

G. Behrmann, Bremerhaven



Krake im Kampf mit einem Pottwal

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von jährlich 3,60 DM. Druck und Verlag: Nordwestdeutscher Verlag Ditzten & Co., Bremerhaven, Hafenstraße 140. Postscheckkonto: Hamburg 136 98. Schriftleitung: Gert Schlechtriem, Bremerhaven-G., Georgstraße 90.



Links: Bürgermeister und Kulturdezernent Alfons Tallert bei einer Ansprache vor der Festversammlung im Morgenstern-Museum am 11. 2. 1971 aus Anlaß des 75jährigen Bestehens der Sammlung, der 150. Wiederkehr des Geburtstages von Hermann Allmers und der Verleihung des Allmers-Preises. In der ersten Reihe (von rechts nach links) die Ehrengäste Oberstadtdirektor Dr. Eilers, Cuxhaven, Oberkreisdirektor Priß, Wesermünde, Vorsitzender des Nieders.



Heimatbundes Dr. Röhrig, Hannover, Landrat Döscher, Wesermünde, Morgenstern-Ehrenvorsitzender Dr. Siebs, Ehrenmitglied Rektor J. J. Cordes, Stadtverordnetenvorsteher Kuhn, Regierungspräsident Mierike Stade, Ltd. Regiergungsdirektor Dr. Lutze, Bremen. Rechts: Oberkreisdirektor a. D. Ernst Kle-meyer, Vorsitzender des Heimatbundes und der Hermann-Allmers-Gesellschaft, überreicht die Verleihungsurkunde dem Schriftsteller Dr. Kurd Schulz.

Erinnerungen eines Wurster Landarztes (2)

In dem Verhältnis dieser Arbeiterfamilien zu dem Bauern, dem „Arbeitgeber“, kann man so recht den Unterschied ersehen, der die Entwicklung von einer ruhenden, zufriedenen und in sich harmonischen Welt zu der heutigen materialistisch überhitzten aufzeigt. Geld kriegten diese Arbeiter nicht viel zu sehen. An Bargeld gab es im Jahre nur einige hundert Mark. Aber die Existenz dieser Familien war ein Teil des Hofes! Eine Kuh hatte jede Familie bei dem Bauern „im Gras“, d. h., sie durfte auf den Wiesen des Bauern mit dessen Vieh zusammen grasen, zwei Schweine durfte er im Stall haben und füttern, Gartenland stand ihm zur Verfügung und durfte mit dem Geschirr und den Pferden des Hofes bearbeitet werden, und der nötige Torf wurde für alle Beteiligten gestochen und angefahren. Es war ein ungeschriebenes, wohl von selbst entstandenes Gesetz, das für alle Höfe Gültigkeit hatte. Und es war natürlich, daß die Weltanschauung eine völlig andre war gegen heute.

Auch für den Landarzt wurde das deutlich! Krank „spielte“ niemand, weil eine Krankheit noch nicht eine auch sozialpolitische Angelegenheit war, wie heute. Es meldete sich nur, wer wirklich nicht mehr konnte, und bei einfachen Beschwerden wollten sie nicht arbeitsunfähig sein. Manchmal allerdings führte dieser gute Wille auch in die Irre: Als ich meinen Vater einmal vertrat, kam ein Bauer: „Ich wull mi wat to'n Smeeren obschrieben loten for min olet Rheuma, dat Schiet.“ Ich: „Wo lange hebt Se dat denn all?“ „Wenigsten tein Joahr. Dat kenn ick all god.“ — Das war verdächtig auf Granulome, daher sagte ich ihm: „Loten Se mol eben de Tähn

bekieken.“ — Mit einem erstaunten Blick kam die Antwort: „Wat schull dat woll! Wöt Se mit nu wat to'n Smeeren obschrieben oder nich?! Anners goh ick no'n annern!“ Er kriegte sein Liniment zugleich mit dem Rat, zum Zahnarzt zu gehen, damit er sich in Zukunft das „Schmieren“ ersparen könne. Mein Vater hatte auch noch kein getrenntes Wartezimmer! Alle Patienten und die Boten von Kranken saßen an einer Wand und jeder hörte sich mit an und nahm Anteil, wie es dem und jenem jetzt ging. Auch das war ein selbstverständlicher, natürlicher Teil der damaligen Lebensauffassung. Als ich später die Praxis übernahm, richtete ich doch ein Wartezimmer ein, so daß jeder seine Not allein, ohne Zeugen, vortragen konnte. Ein alter Patient, Mitschüler meines Vaters noch vom Gymnasium her, sagte mir dazu: „Se hebt dat nu jo al anners makt.“ „Jo“, antwortete ich, „ick glöw, so is dat doch wat beter.“ Und zögernd er darauf: „Je, — overs langen nich so gemütlich!“ — Da hatte er ja recht.

Nun muß man dazu bedenken, daß damals z. B. venerische Krankheiten hier so gut wie gar nicht vorkamen und daß bei Krankheiten nichts zu verheimlichen war, im Gegenteil, alle konnten hier ihre gutgemeinte Anteilnahme am besten beweisen. Im allgemeinen ging es gemütlich und ohne große Aufregungen vor sich, wenngleich die Tätigkeit eines Landarztes sich über alle Lebenslagen, von der Geburt bis zum Tode, erstreckte. Und es kamen die merkwürdigsten Dinge vor. Einmal erzählte mein Vater ein Erlebnis... „Dat mutt ick mol ver-

tellen. Ick hew hüt Middag n' Wette verlorn! Een Dohler! An en Buern — den Nomen will ick man nich seggen — de harr Wehdog an 'n Foot. As he den Strump uttogen harr, sah ick to em: „Wenn Se no 'n Dokter goht und hebt wat an 'n Foot, denn so moken Se en Foot wenigstens sauber! Son swatten Foot giwt dat in ganz Land Wussen nicht woller!“ Dor segt de Kirl: „Wöt Se dat mit mi wetten?“ — „Jo, segg ick, inne Gang 'n!“, „Um en Dohler?“ — „God“. Dor segg de Kirl: „Denn will ick Ihnen mol den annern wisen, dissen hew ick all wuschen!“ ... Ick hew em den Dohler geben! Den annern Foot hew ick mi gornich erst ankeeken!“

Solche Sachen muten heutzutage wie Erfindungen an, aber sie waren es durchaus nicht. Wie viele Füße mußte ich mir noch angucken, bei denen ich dachte, denken mußte, daß sie nie im Leben mit Wasser in Berührung gekommen seien! Die Füße überließ man der Selbstreinigung! Zuletzt kam die Haut doch wieder zum Vorschein! Denn Arbeit genug mußten diese Füße leisten! Ich ging noch zur Schule, als ich mit dem damaligen Gemeindediener einmal ein Gespräch hatte, das mir bis heute im Gedächtnis geblieben ist. Es ging da um den Pferdehandel, der damals schon blühte. Das Hannoversche Halbblut hatte schon immer einen guten Ruf und die Pferde gingen weit in die Welt. Zuerst erzählte er mir von einem Gespräch, das er mit seinem Bauern, bei dem er als junger Mann gearbeitet hatte, geführt hatte: „Dit Perd“, hatte der Bauer gesagt, „hett Blot von echten Arobell!“ „Arobell, wo is dat?“, hatte er gefragt. „Mensch, weest dat nich?! Arobell, dat is noch boben Bremen!“ Bremen war damals das Ende der Welt. So klein war die Welt! Dahinter gab es nur noch eine unbestimmte Masse sagenhafter Dinge, die nicht in das Bewußtsein traten. Bremen bildete den Verbindungspunkt zu diesem großen Unbekannten. Die Pferde aber reichten mit ihrer Bedeutung hinein in dieses Grenzlose. Sie mußten dazu in Bremen abgeliefert werden. Dazu mußten sie also die Pferde dorthin bringen. Eine Eisenbahn gab es nicht. Die jungen Pferde durften noch nicht geritten werden. So schilderte er mir also mit allen Einzelheiten, wie ein solcher Transport vor sich gegangen war. Vier junge Pferde hatte der Bauer verkauft. Der Großknecht nahm die beiden älteren an einfacher Halfter an die Hand und die zwei Enter mußte er, der Junge, nehmen. An jeder Hand ein Pferd, so ging es los früh um drei Uhr! Zu Fuß! Immer querbeet, über Sievern, Lehe, Bremerhaven, die Straße, die heute zur B 6 ausgebaut ist. Damals war eine schmale Kopfsteinpflasterung neben einem breiten Sandweg da. Sie gingen auf dem Sandweg wegen der Pferde, was auch für sie auf die Dauer angenehmer war, da die Pferde sie sozusagen zogen. So ging es Stunde um Stunde, bis sie am Vormittag in Bremen waren! Erst als ihnen die Pferde abgenommen waren, kamen sie zum Essen und Ruhen für einige Stunden. Am Nachmittag wanderten sie wieder los, schnitten sich einen Stecken, um etwas in der Hand zu haben, und wanderten die ganze Strecke am gleichen Tage zurück! Nachts um vier Uhr waren sie wieder in der Heimat und fielen für einen langen Schlaf ins Bett. Den Heimweg hatten sie sich aber ganz gemütlich gestaltet, wie er nachher hinzusetzte. Da waren sie eingekehrt und hatten sich bei jeder Gelegenheit gestärkt, und ... es war schön gewesen!

Dr. Harcken sen., Dorum



Dorumer Wasserlöse um 1900